



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Müllенbach, Ernst: Demoiselle - Fräulein - Gnädiges Fräulein : 1794 bis
1894

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

des Druckes starb, das ganze Manuskript druckfertig hinterlassen hat, nicht bloß das erste Buch; aber er hat nur die Korrekturen des ersten Buches lesen können. Den guten Freunden, die die Vollendung des Druckes nach seinem Tode übernahmen, hat die Forschung bis in die jüngste Zeit, verleitet von der irrigen Annahme eines unfertig hinterlassenen Manuskripts, auch die Einfügung des berühmten ästhetischen Abschnitts in den Schluß des dritten Buches zugeschrieben. Aber ein in London enthaltener Entwurf beweist, daß Dürer selbst diese Stelle (nach der Veränderung der menschlichen Gestalt) für die Aufnahme seines künstlerischen Glaubensbekenntnisses bestimmt hatte.

Aus der Fülle des Neuen, das uns in der Ausgabe von Lange und Zuhse geboten wird, habe ich hiermit das Wichtigste herausgehoben. Eine Schilderung der Entwicklung von Dürers Kunstanschauungen zu geben, muß ich mir, so verlockend auch die Aufgabe bei dem nun zur Verfügung stehenden Material ist, versagen, um nicht die Grenzen eines einfachen Berichts zu überschreiten. Der Leser nehme das Buch selbst zur Hand: farbiger als bisher wird ihm das Bild Dürers darin sicher erscheinen.



Demoselle — Fräulein — Gnädiges Fräulein

1794 bis 1894

Von Ernst Müllenbach



egen den Mißbrauch unnötiger Fremdwörter in unsrer Schrift- und Umgangssprache wird schon seit vielen Jahren gekämpft, und zwar mit unverkennbarem Erfolge, dank vor allem den Bemühungen des „Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.“ Daß es dabei auch nicht an Leuten fehlt, die über das Ziel hinausschießen und die Fremdwörterverdeutschung als eine Art Sport betreiben, ist so begreiflich wie ungefährlich. Solche Heißsporne giebt es bei jeder großen Bewegung; wirklichen Schaden vermögen sie nur zu stiften, wenn man sie zu ernst nimmt. Wichtiger ist eine andre Gefahr: indem wir den einen Feind aus dem Felde schlagen, dringen andre Feinde unbehellig hinter unserm Rücken ein. Es scheint in der That, als ob der einseitige Kampf gegen die ausländischen Schädlinge das sprachliche Feingefühl weiter Kreise abstumpfe gegen über andern Mißbräuchen, die vielleicht zum guten Teil unsre Umgangssprache noch schlimmer zu entstellen drohen als ein überflüssiges Fremdwort. Ein Mißbrauch, der gerade in den letzten Jahren mit unglaublicher Schnelligkeit

Grenzboten II 1894

in der Umgangssprache unsers bürgerlichen Mittelstandes um sich gegriffen hat und nun wohl kaum mehr zu beseitigen ist, ist die Anrede „gnädiges Fräulein“ und „gnädige Frau.“

Man braucht noch keine grauen Haare zu haben, um sich der Zeit erinnern zu können, wo diese läppiſche, im höchsten Maße unbürgerliche Anrede in der bürgerlichen Umgangssprache großer Teile des deutschen Sprachgebiets durchaus unbekannt war. In meiner Vaterstadt Köln zum Beispiel und wohl im größten Teile der Rheinlande würde man vor zwei Jahrzehnten, ja noch bis vor einem Jahrzehnt innerhalb einer gutbürgerlichen Gesellschaft mit dieser Anrede weiter nichts erzielt haben, als einen gehörigen Lächerlichkeitserfolg. „Gnädige Frau“ und „gnädiges Fräulein“ war damals bei uns am Rhein lediglich in besonders vornehmen oder vornehm sein wollenden Häusern ge-
läufig, als Anreden der Dienstboten an ihre Herrschaft oder deren Gäste. Den Frauen und Mädchen in der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber bedienten sich Bekannte gleichen Standes einfach der Anrede: „Frau M M“ und „Fräulein M M,“ höchstens trat deutscher Unſitte gemäß bei den Frauen womöglich an die Stelle des Familiennamens irgend ein ihrem Manne zustehender Titel oder Berufsname: „Frau Regierungsupernumerar, Frau Baumeister, Frau Assessor u. s. w.“ Heute ist das auch bei uns anders. Bis an die untersten Grenzen der noch zum „Mittelstande“ gerechneten Berufs- und Vermögensklassen wächst mit unheimlicher Schnelligkeit die Zahl der Frauen und Mädchen, die sehr ungnädig werden, wenn man sie nicht unablässig ihrer Gnädigkeit versichert. Es ist Thatſache, daß sich in manchen rheinischen Städten Ladenbesitzer aus Geschäftsgründen gezwungen sehen, ihrem Verkaufsgesinde diese Anrede an die bisher in alter Weise begrüßten Stammkunden aufzuerlegen, weil manche von ihnen sonst in ein „höflicheres“ Geschäft überzugehen drohen.

Woher der neue Brauch in das gemüthliche Rheinland eingeschleppt worden ist, darüber gehen die Meinungen aus einander, auch in den Kreisen derer, die sich am meisten über ihn ärgern. Die einen schieben die Schuld kurzer Hand dem Nordosten und insbesondrer dem „Berlinertum“ zu, das ja bei uns hier „draußen im Reich“ mehr und mehr als die Quelle der verschiedenartigsten Verkehrtheiten betrachtet wird; andre verweisen diesmal auf den Süden. Es ist ja bekannt, daß in manchen Teilen des schwäbischen und bayerischen Stammgebiets die Titelsucht, unbeschadet aller urwüchſigen Gemüthlichkeit, besonders üppige Ranken treibt. Überkultur und Anfangskultur berühren sich in diesem Punkte wie in so vielen andern — die homerischen Helden bis herab zum Ziegenhirten und heutzutage noch die Negerhäuptlinge reden einander im täglichen Verkehr mit einer Fülle von sorgfältig abgemessenen Formeln an, wie sie im modernen Europa nur noch in amtlichen Eingaben an allerhöchste Personen üblich ist. Was unsern besondern Fall angeht, so ist es Thatſache, daß in den österreichischen Landen bereits vor hundert Jahren die Anrede

„Fräulein,“ die damals im übrigen deutschen Sprachgebiet rechtlich und gewohnheitsmäßig nur den Töchtern adlicher Geschlechter zustand, „aus Höflichkeit“ auch den Töchtern „bürgerlicher Honoratioren“ gegeben wurde. Diese Übertragung, die die Grundlage der bis vor kurzem allgemein gültigen Ausdrucksweise bildet, ist also seiner Zeit vom Südosten ausgegangen. Es scheint, daß es sich auch mit der neuen „Rangerhöhung“ unsrer Frauen und Mädchen so verhält, wenigstens zeigen sich die aus dem Südosten, aus Schlesien u. s. w. eingewanderten ihr besonders geneigt. Übrigens kommt nicht viel darauf an; denn in unserm Zeitalter des Verkehrs, der Zeitungen und der Stammesmischungen verbreiten sich sprachliche Mißbräuche so schnell, daß für ihre etwaige Bekämpfung der ursprüngliche Ausgangspunkt in wenigen Jahren ganz gleichgültig wird. Um zwei Beispiele anzuführen: die verkehrte Anwendung des Wortes „seit“ statt „bisher“ und die schenßliche Versteinerung des so scharf bildlichen Ausdrucks „an der Hand von“ in ein totes Hilfswort (z. B. „an der Hand des Wiedererwachens der klassischen Studien sehen wir nun auch die kirchliche Opposition erstarken“) sind ganz bestimmt erst in den allerletzten Jahren gebräuchlich geworden; sie haben aber so rasch um sich gegriffen, daß ein Versuch, den ersten Herd dieser Sprachverknöcherungen festzustellen, nur noch einen rein geschichtlichen Wert hat.

Höchst lehrreich ist es nun, zu beobachten, wie genau vor hundert Jahren eine ähnliche Umwälzung in der gesellschaftlichen Anrede an die Frauen und Mädchen bürgerlichen Standes anhub, wie sie verteidigt, bestritten und unter anderm von einem unsrer größten, vielseitigsten und sprachgewandtesten Schriftsteller, von Christoph Martin Wieland erörtert wurde. Die bis dahin seit etwa fünfzig Jahren herrschende Anschauung beschränkte rechtlich den Gebrauch des Wortes „Fräulein“ auf die Töchter adlichen Standes (in der Umgangssprache wurde daraus „gnädiges Fräulein“), während den bürgerlichen Mädchen das französische „Demoselle“ (gewöhnlich „Mamsell“) zustand, das allerdings in Frankreich selbst wieder bis zur Revolution ein Vorrecht des niedern Adels war. Im Jahre 1794 wurde nun im Königlich Preussischen Reichsanzeiger und andern Blättern der Vorschlag laut, die Anrede „Fräulein“ nach österreichischer Gewohnheit auch den „Honoratiorentöchtern bürgerlichen Standes“ zu verleihen. Die Anregung fand vielen Beifall, aber auch vielen, zum Teil sehr erbitterten Widerstand von adlicher Seite. Wieland, der mit einem noch viel zu wenig gewürdigten Fleiß und Umblick alle merkwürdigen Erscheinungen seiner Zeit beobachtete und als „Zeitungsschreiber“ vollstündlich erörterte, griff auch diese Frage auf und machte sie zum Gegenstande einer Abhandlung: „Über den Vorschlag, unsre bisherigen Demosellen künftig Fräulein zu betiteln.“ Die Abhandlung erschien in Wielands Zeitschrift „Neuer Teutscher Merkur,“ 1794, 2, Seite 401—408. Sie ist reichlich mit der Wielandschen gemüthlichen Ironie gewürzt, die sich schon in der Einkleidung des Ganzen in

die Formen eines gestrengen Rechtsgutachtens kundgiebt. Dieses Gutachten führt auf Grund geschichtlicher und „logischer“ Thatfachen zunächst dahin, daß allerdings die adelichen Töchter ihren bürgerlichen Mitschwestern das „Fräulein“ nicht verweigern dürften, zumal da ja für sie immer noch die Auszeichnung „gnädiges Fräulein“ bliebe. Dann aber erhebt der lächelnde Menschenkenner gegen seine eigne Entscheidung einen für ihn maßgebenden Einwand: Wo soll denn in der bürgerlichen Gesellschaft die Grenze gezogen werden, oberhalb deren die „Mamsell“ zum „Fräulein“ wird? Und er gelangt zu dem Schluß, „daß entweder gewisse Klassen nach wie vor Mamsellen blieben, und also die Absicht, dieses undeutsche Wort aus unsrer Sprache zu verbannen, verfehlt würde, oder daß es dem armen Wörtchen Fräulein wie dem einst so vornehmen Wort Frau ginge, das von seiner ehemaligen hohen Würde nach und nach (wenigstens in den Landen, wo das Sachsenrecht gilt) so tief heruntergesunken ist, daß es, zum großen Argernis schwäbischer Ohren, in jenen Landen nicht nur Waschfrauen, Scheuerfrauen, Butterfrauen, Milchfrauen giebt, sondern sogar das zerlumpteste Bettelweib kein Bettelweib, sondern eine Bettel-frau ist.“

Aus diesem Grunde schlägt Wieland dann schließlich vor, entweder es in Gottes Namen bei den „in der That unsre edle Sprache verunzierenden, fremden und respektive barbarischen“ Wörtern „Demoselle“ und „Mamsell“ zu belassen, oder dafür „das ehrliche altdeutsche Ehrenwort Jungfer wieder in seinen ehemaligen Gebrauch einzusetzen, ohne so viel Wert auf Unterscheidungszeichen zu legen, die in den Augen des Vernünftigen keinen Sinn haben und auf Seiten derer, die nach solchen kleinsügigen Distinktionen geizen, eine Engbrüstigkeit und Armseligkeit des Geistes verraten, bei deren Anblick man ungewiß ist, ob man sie belachen oder beweinen soll.“

Mit seinem letzten Vorschlage hat Wieland bei der Mitwelt und Nachwelt kein Glück gehabt. Das ist auch weiter nicht zu verwundern. Denn dieser Vorschlag zielte auf Einfachheit, also gerade auf das Gegenteil von dem, was allen derartigen Neuabsteckungen der Titelgrenzen zu Grunde liegt. Vollkommen aber hat sich der Scharfblick Wielands bestätigt; seine Voraussagung über das Schicksal des Wortes „Fräulein“ beginnt sich jetzt, nach hundert Jahren, bis zum letzten Ende zu erfüllen. Nachdem einmal die „vornehmern“ unter den Demosellen die bisher den Adlichen vorbehaltene Anrede erlangt hatten, ging sie mit der Zeit auch auf die minder vornehmen über, und nun, wo jede brave Küchen- oder Viehmagd auf Hochdeutsch Fräulein angeredet wird, verwandelt sich die Bürgerstochter in ein gnädiges Fräulein. Sprachliche und gesellschaftliche Vergreifung decken sich hier, wie so oft. Es ist begreiflich, daß immer eine Klasse nach der Auszeichnung der „nächsthöhern“ strebt, und daß diese dann, „um sich nichts zu vergeben,“ das Spielschen wiederholt; andrerseits ist es teils Vorbedingung, teils Folge dieses gesellschaftlichen

Vorgangs, daß die betreffenden Ehrenworte ihre ursprüngliche Bedeutung verlieren und zu wertlosen Klangmünzen werden. Man kann genau dasselbe bei der neuerdings so eifrig betriebenen staatlichen Verleihung irgend eines Titels oder „Charakters“ an ganze, bisher davon ausgeschlossene Beamtenklassen — natürlich unter entsprechender „Aufbesserung“ der nächsthöheren Klasse — beobachten. Das Drollige dabei ist, daß für den Einzelnen in Wahrheit gar keine Erhöhung stattfindet; er steht auf derselben Stufe und in demselben Verhältnis zu dem Ganzen, wie er bisher stand — es findet nur eine Wertveränderung der Wörter statt. Da aber zu dieser Erkenntnis schon so etwas wie Nachdenken gehört, so ist kaum anzunehmen, daß sie die Freude und das Streben derer, die überhaupt auf den Besitz eines leeren Titels Wert legen, beeinträchtigen wird. Und so wird wohl auch das „gnädige Fräulein“ auf dem Wege, der es von seiner ursprünglichen Stellung als Vorrecht der Fürstentöchter (so noch im fünfzehnten Jahrhundert) jetzt bis an die untern Grenzen des Bürgertums geführt hat, weiterschreiten, bis es bei der Viehmagd angekommen ist. Man kann einigermaßen darauf gespannt sein, welche Anrede dann unsere bürgerlichen Mädchen übernehmen werden, damit man sie nicht mit dem — gnädigen Fräulein verwechselt. Die wahre Höflichkeit, die in dem neufranzösischen Monsieur, Madame und Mademoiselle für alle Stände liegt, wird wohl bei uns erst erreicht werden, wenn die deutsche Sprachmünze ihre Prägekraft für diesen Bedarf völlig erschöpft hat und man aus der Not eine Tugend macht. Möglich, daß dann sogar Wielands „Jungfer“ wieder zu Ehren kommt!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Wohinaus? An alle Fakultäten diese Frage! hieß es früher, wenn ein Problem als eine recht harte, schwer zu knackende Nuß erschien. Auch bei Fragen, die tief ins praktische Leben eingriffen, hielt man, sobald eine theoretisch befriedigende Lösung gefunden war, den wesentlichen Teil der Aufgabe für erledigt. War das richtige Mittel zur Abhilfe irgend eines Mißstandes in überzeugender Weise nachgewiesen, so konnte das übrige der Staatsgewalt und den im bestimmten Falle berufenen Organen des Staats getrost überlassen bleiben.

Seitdem aber die politischen Parteien, durch deren Verhalten der Gang der Gesetzgebung bestimmt wird, im wesentlichen wirtschaftliche Interessenvertretungen geworden sind, kommt bei Maßnahmen von weittragender wirtschaftlicher und sozialpolitischer Bedeutung nicht sowohl in Frage, ob sie dem Wohl des Ganzen dienen, als vielmehr, ob sich für sie eine Verbindung besondrer Interessen finden läßt, durch die eine parlamentarische Mehrheit gesichert erscheint. Erfolgreich nennt man eine Regierung, die Mehrheiten für sich zu gewinnen vermag. Durch welche Mittel und wofür, das ist die geringere Sorge. Ja selbst wenn sich vielleicht heraus-